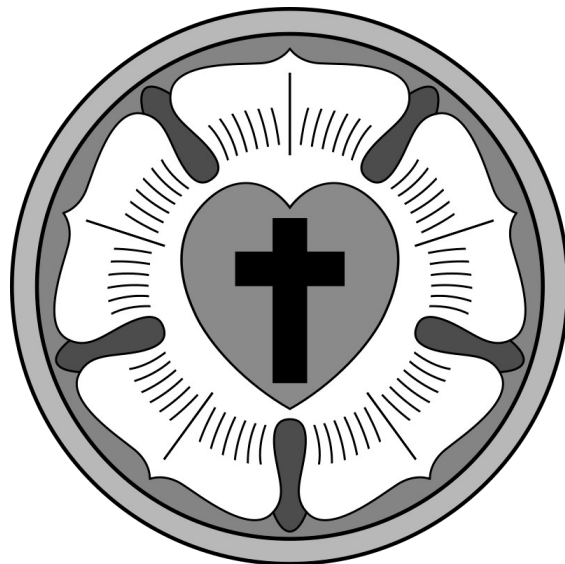


**Kritische Bemerkungen  
zu dem Eckpunktepapier  
der Projektgruppe  
„Christliche Gemeinde im Wandel“  
in der Nordkirche**



Martin Grahl  
Fehmarn West 2025



## **Kritische Bemerkungen zu dem Eckpunktepapier der Projektgruppe „Christliche Gemeinde im Wandel“ in der Nordkirche**

Gebraucht wird das dafür in Anspruch genommene Wort „Zukunftsprozess“ normalerweise im Sinne der Planung einer nachhaltigen Entwicklung in Ökonomie oder Politik. Ob dieser Begriff mit „Kirche“ in Einklang zu bringen ist, erscheint mir jedoch zweifelhaft. Was soll er bei genauerer Betrachtung besagen? Einen Plan durchzuführen, mit dem man einer nicht erwünschten Zukunft zuvorkommen möchte? Kirche ist weder Wirtschaftsunternehmen noch Staat.

Kirche zu planen und zu machen, wie es das verwandte Wort „Agende“ besagt, wäre den Reformatoren unserer Kirche vor einem halben Jahrtausend vermessen und ketzerisch vorgekommen. Die einzige „Agende“, die man dann später kannte, war die Gottesdienstordnung, die gemäß dem Wort „Reformation“ niemals auf Neues aus war, sondern Rückkehr zur verlorenen Praxis der Kirchenväter bedeuten sollte. Gottes Kirche ist nicht unser Plan. Für Liturgie gibt es auch keinen „Fortschritt“.

Es gilt durchaus, das Alte neu zu sagen, aber nicht verändert, mutiert zu etwas Anderem. Dafür muss vor allem das Alte zunächst verstanden werden, und zwar nicht nur von Profis, sondern von der gesamten Gemeinde.

Reform im guten Sinn ist erneute Hinführung zum offenbar gerade „unmodern“ Gewordenen. Es ist bedenklich, wenn man das „Alte“ in Bezug auf die Offenbarung Gottes in aktuell Gängiges übersetzen will. Das gilt auch für Beschreibung von Kirche oder Gemeinde in ökonomischen oder mediengängigen Begriffen. Das ist schon methodisch ein sicherer Weg, um vom Rechten abzukommen. Angemessen muss es umgekehrt gehen: Modernes, verändertes Denken muss sich der Offenbarung lernend annähern. Davon spüre ich in diesem Papier nichts. Man mag einwerfen, es gehe halt nur um die äußere Form, aber die muss mit dem „Inhalt“ auch strukturell übereinstimmen, sonst verändert sie ihn unter der Hand.

Ich würde mir mit dem Eckpunktepapier nicht so viel Mühe machen und nur zu den sich daraus ergebenden Beschlüssen Stellung beziehen, würde sich nicht in diesem zentralen Text eine Haltung manifestieren, die ich für bedenklich halte, die mir aber zunehmend begegnet und dabei ist, die

Mehrheit der Synodal\*innen für sich einzunehmen. Was hier angezielt ist, werte ich auch rechtlich als eine Aushöhlung der Verfassung der Nordkirche, insbesondere der grundlegenden Präambel.

### **„1.1. Christliche Gemeinde ist seit 2000 Jahren im Wandel“**

„Es gibt nicht eine theologisch legitime Form von christlicher Gemeinde.“ Daraus folgern die Autoren offensichtlich, dass man mit ihr einigermaßen beliebig umgehen kann, weil wie in der Postmoderne auch sonst das eine wie das andere gelten kann. Dennoch muss sich jede „Form von christlicher Gemeinde“ um theologische Legitimität mühen, davon kann ich im vorliegenden Entwurf abgesehen von sehr pauschalen Behauptungen nichts entdecken. Der einzige Absatz, dem das zuzubilligen ist, hat die traditionelle Gemeinde im Blick.

Das Augsburger Bekenntnis, auf dem die Nordkirche beruht, gibt keine Definition von Gemeinde, versteht sie aber als Kirche im Sinn einer Versammlung von Gläubigen im Namen Christi (CA VII), wobei an den konkreten Gottesdienst gedacht ist, nicht aber an eine Institution, wie wir sie haben. Die gab es dann auch in den Jahrzehnten nach der Reformation nicht. Allen institutionellen Rahmen überließ man der Obrigkeit, die das Land insgesamt im indirekten Sinn als „Kirche“ verstand.

In welcher Weise die gegenwärtige Institution wie die Nordkirche als „theologisch legitimierte Form“ der „Kirche“ zu gelten hat, ist daher eine eher offene Frage, die bei den Kirchenrechtlern im 20. Jahrhundert kontrovers behandelt wurde. Es gibt nach lutherischem Verständnis keine glatte Gleichsetzung von Institution und Gottesdienstgemeinde, wie es in der Römischen Kirche vorausgesetzt wird.

Die Berufung auf das Wort Christi von den Zweien und Dreien – übersetzt in zwei bis drei tausend - muss hier also mit Vorsicht zu lesen sein. Jesu Verheißung bezieht sich nicht auf eine juristische Institution, sondern auf Gottesdienst mit Gebet und Abendmahl. Im Eckpunktepapier wird aber das eine vom anderen nicht getrennt.

„Gemeine“ gemäß der Bekenntnisschriften war eine weltliche Größe, wie es die Institution „Kirche“ heute auch ist, deren Grundauftrag im regelmäßigen Abhalten von Gottesdiensten in den von ihr verwalteten Kirchengebäuden besteht. Dass Gottesdienst aber klare „theologisch legitimierte Form“ der Verkündigung von Gottes Wort samt der Sakramentsverwaltung ist, wird im Eckpunktepapier eher als Randerscheinung behandelt. Nochmals: „Form“

der Kirche ist Gottesdienst. Verwaltung und Organisation sind nur Hilfsmaßnahmen, um diesen zu gewährleisten. Aufgabe der „Kirche“, misst man es am Dekalog, ist die Einhaltung des Feiertagsgebotes. Nach christlichem Verständnis besteht sie vor allem darin, Gottesdienst zu feiern und erst aus dem Gottesdienst heraus begleitet sie Menschen als Glaubende und wird auch sozial tätig.

## **„1.2. Gegenwärtige Herausforderungen“**

„Raum geistlichen Gemeindelebens“ ist konkret und in erster Linie das jeweilige Kirchengebäude. Von ihm aber wird im Eckpunktepapier weithin abgesehen und von bloßen „Gebäuden“ geredet. An ihre Stelle tritt ein metaphorischer Raumbegriff, der die konkreten Kirchenräume in den Hintergrund verweist. Das ist schon mal eine Entscheidung, der ich nicht zustimme, weil damit auch der konkrete Gottesdienst, das aktuelle Geschehen der Offenbarung an die Gemeinde (Stichwort: „Verkündigung“) in die hintere Ebene gerückt wird.

Vom zunächst erwähnten „Vertrauen auf das Handeln des dreieinigen Gottes“ ist im Eckpunktepapier weiter dann leider nicht mehr die Rede, sondern nur von Sorge und organisatorischen Plänen, um die Zukunft der Kirche selbst in die Hand zu nehmen.

Es ist von „Reform“ die Rede, im Blick aber sind Veränderungen, Wandlungen, die durch gezieltes Handeln erfolgen sollen. Die Reformation, auf deren Boden die Nordkirche steht, wurde ihrem Leitwort dagegen gerecht, indem sie gegenüber Missständen der Kirche sich auf die Zeit der Kirchenväter, der Grundlage weltweiter Ökumene besann. Sie war „Re-Form“, nicht Ab-Wandlung. Die Kritik an der Papstkirche bestand im Vorwurf, dass die Kirche Roms als Institution Neuerungen eingeführt hatte. Luther verbrannte nicht von ungefähr das Kanonische Recht öffentlich. Hier aber werden „Innovationen“ als „Notwendigkeit“ der Mission und Bedingung für die Zukunft der Kirche hingestellt. Gott scheint demnach mit seinem „Projekt Kirche“ von unserer Kreativität und Innovationsfähigkeit abhängig zu sein.

Als Ziel des Unternehmens wird ein politisches Postulat nach Immanuel Kant ausgegeben, was für ein juristisches Unterfangen sicher gerechtfertigt

ist und juristische Selbstverständlichkeit ist.<sup>1</sup> „Insgesamt ist das Ziel: Mehr Freiheit in einem geregelten Miteinander, mehr Möglichkeiten in einer weiten und verbindlichen Rahmensetzung.“ Dies ist aber eben nur der gesetzliche Rahmen, das Ziel „insgesamt“ ist damit gerade nicht benannt. So wird der Eindruck erweckt, mit der Form hätte man schon Inhalt gewonnen und würde im Selbstlauf der „geistlichen Herausforderung“ gerecht. Das ist ein verbreitetes Phänomen unserer Zeit, dass man glaubt, mit einer neuen Form auch einen bestimmten Inhalt zu ermöglichen, weil Erfolg eine Tat zu rechtfertigen scheint. In der Realität zeigt sich aber immer wieder auch das Gegenteil: Eine neue Form bewirkt in erheblichem Maß auch, was nicht beabsichtigt war. Es gibt ganze Bücherregale von Kulturkritik, wo dieser Einsicht nachgegangen wird. Mit Gesetzen und Formen wird man keiner geistlichen Herausforderung gerecht. Dafür muss vielmehr gepredigt und Gottesdienst gefeiert werden. Es zeichnet Kirche aus, dass man in ihr im Unterschied zur „Welt“ dem Unverfügbaren sich anvertraut, darum stand sie schon immer dem planenden und rechnenden Geist kritisch gegenüber. Demnach ist Vorsicht geboten, wenn man das eine mit dem anderen verweben will, denn dann zieht immer das Vertrauen den Kürzeren.

### **„1.3. Verschiedene Organisationsformen von christlicher Gemeinde gleichwertig nebeneinander“**

Es geht im Papier um die Schaffung zwei weiterer „Organisationsformen von christlicher Gemeinde“ neben der Ortskirchengemeinde, die damit zugleich definiert ist als eine mögliche Form unter anderen. Eine „Organisationsform“ versteht Kirche - nimmt man den dafür gewählten Begriff ernst - als ein bewusst geschaffenes, zielgerichtetes Gebilde. Die Ortskirchengemeinde ist kein solches, einst entworfenes Gebilde. In ihr überschneiden sich Institution und „Leib Christi“, darum ist dort auch das Herz der Kirche zu finden. Eine „Organisationsform ist dabei der sekundäre Part. Die Ortskirchengemeinde ist nicht irgendwann von irgendwem „organisiert“ worden, denn ihr Haupt ist nicht eine juristische Person, sondern Christus. Die Ortskirchengemeinde, der laut Verfassung juristisch Kirchengebäude und Ländereien inklusive ihrer Einnahmen zum Zweck der regelmäßigen Abhaltung von Gottesdiensten anvertraut sind, besteht um die

---

<sup>1</sup> Vgl. Herlinde Pauer-Studer: Zwischen Leviathan und Kantischem Rechtszustand, in ApuZ 2022; Freiheit und Sicherheit, <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/freiheit-und-sicherheit-2022/511501/zwischen-leviathan-und-kantischem-rechtszustand/>

andauernde Einrichtung des Gottesdienstes an einer Ortskirche herum und ändert sich nicht beliebig. Nur ihre Verwaltung hat unterschiedliche geschichtliche Formen. Ihr Entstehen war gleichbedeutend mit der Weihe einer konkreten Kirche, bzw. eines Kirchspiels, die damit dem beliebigen, jetzt modern gewordenen Auflösen oder Fusionieren meiner Ansicht nach von Seiten ihres Stiftungszwecks entzogen ist. Die hier vorausgesetzte Definition der Ortskirchengemeinde als einer „Organisationsform von christlicher Gemeinde“ bezweifle ich hiermit vom Grundsatz her.

Wie darf man sich Kirche als „digitalen Erprobungsraum“ vorstellen? Was ist er gegenüber dem für eine Kirchengemeinde konstitutiven Gottesdienst? Ich bin einmal gebeten worden, in einer digitalen „Stadt“ eine digitale „Kirche“ mit Beiträgen zu füllen. Das funktioniert so, als „beträte“ man dann die Kirche mit einem Mausklick, um zum Beispiel meine Gebete und Predigten zu konsumieren. Digital und analog sind in Bezug auf Gottesdienst nicht gleichwertig. Über die Problematik dieser medialen Formen wird im Papier nicht gesprochen, ihre Legitimität wird nicht begründet, sondern soll nur per Synodenbeschluss eingeführt und der Ortsgemeinde mit analogem Gottesdienst gleichgestellt werden. Am Gottesdienst aber findet auch die Demokratie, die ja eine Herrschaftsform ist, ihre klare Grenze.

Es wird betont, dass „bewährte Formen“ nicht ersetzt werden, allerdings wissen wir aus vielfältiger Erfahrung, dass sich solche Prozesse bei zu generösem Einräumen neuer Möglichkeiten für die bewährten in der Regel nachteilig auswirken, besonders wenn sie kundenfreundlicher und bequemer erscheinen.

Als Ziel des Ganzen wird dann die unternehmerische Marktformulierung gewählt: „um mehr Menschen zu erreichen“. Solche Argumente wirken in der öffentlichen Debatte als unwiderlegbar, denn was gäbe es Höheres als äußeren Erfolg? Man sollte von den Methoden amerikanischer Fernsehprediger lernen! Oder auch besser nicht. Das Ziel ist schon falsch gewählt.

#### **„1.4. Umgang mit den Ressourcen im Kirchenkreis steuern“**

„Personal, Gebäude und Finanzen“ werden als „Ressourcen“ bezeichnet, mithin in unternehmerischen Kategorien bedacht. Im Blick sind aber liturgische Ämter, Kirchen und Kollekten. Dies alles unter

Bilanzierungsbegriffen zu subsummieren mag dem Kaufmann normal erscheinen, theologisch legitimiert erscheint mir dies nicht.

Sicher kann man Kirchen auch als Gebäude ansehen, Pastor\*innen als „Personal“ (und Gottesdienste als Veranstaltungen), aber mit dem Amts- und Liturgieverständnis unserer Bekenntnisschriften im Kontext der Ökumene hat das nichts zu tun. Verräterisch ist auch der Begriff der „Ressource“ in diesem Zusammenhang: „Mittel und Quelle“ der Kirche besteht nicht in Personal oder Dingen, sondern in Gottes Offenbarung, die im vollziehenden Gottesdienst fruchtbar wird.

Weiterhin ist von „der Gestaltung des geistlichen Lebens“ die Rede. Es geht aber um das Wirken des Heiligen Geistes, des Dreieinigen Gottes, dem wir nicht etwa Raum geben, sondern dem wir uns öffnen. Der Begriff „geistliches Leben“ ist theologisch diffus. Mit dieser Redewendung bezeichnete man konkret klösterliches Leben, das aber darin besteht, mehrmals am Tag Gottesdienste miteinander zu feiern. Davon ist in unseren Gemeinden wenig zu spüren. Was ist dann damit gemeint? „Gestaltet“ wird das „geistliche Leben“ (frei nach der Benediktregel „bete und arbeite“) auch in Klöstern nicht, sondern man folgte festen Mustern. Im 10. Jahrhundert betete man in den Klöstern mit fast denselben Worten wie heute auf Monte Cassino.

Von „Steuerung“ der Kirche ist weiterhin die Rede, das entspricht dem Kirchenleitungsverständnis von Daniel Friedrich Schleiermacher, das jedoch auch innerhalb der evangelischen Kirche nicht unumstritten ist. Oder ist eher unternehmerisches Denken im Blick, ökonomische „Kybernetik“? Schließlich geht es hier um „Ressourcen“ wie Finanzen und andere Bilanzierungsbegriffe. Der Heilige Geist, organisatorische Kirchenleitung und kaufmännisches Denken verschwimmen hier miteinander.

### **„1.5. Gemeinsam handeln und Vereinzelung beenden“**

„Vereinzelung“ wird in diesem Absatz ohne Begründung als negativ bewertet. Dies ist in gerade geltenden gesellschaftlichen Normen begründet, wo Vereinzelung mit Entfremdung, Vereinsamung oder gar asozialem Verhalten in Verbindung gebracht wird. Der Sprung zum „Team“ erscheint logisch, ist aber in Bezug auf Kirche weit hergeholt, denn es gibt viele Weisen von Gemeinschaft, die nichts mit dem modernen Teamdenken zu schaffen haben. Welche „Vereinzelung“ ist überhaupt im Blick?



Teamstrukturen werden hier „gefordert“, wobei der Begriff selbst wiederum bestimmte Konstellationen unserer modernen Lebenswirklichkeit impliziert. Ein Blick zurück auf die Reformation, vereinfacht in modernen Begriffen ausgedrückt: Man lehnte die Teams des Klerus strikt ab. An ihre Stelle trat die Gemeinschaft aller Glaubenden. Ein „Team“ ist nach gängiger Definition eine Organisationseinheit mit bestimmter Aufgabe. Hier ist als sein Gegenüber offenbar an Gemeinde oder kirchenfremde Öffentlichkeit gedacht, an und mit der dann „gearbeitet“ wird. Ein theologisches Gemeindeverständnis sieht anders aus. Dass Prediger sich austauschend und gemeinsam lernend in Konventen zusammenschlossen, änderte nichts an ihrer „vereinzelt“ Rolle in der Gemeinde. Die Gemeinschaft des Pastors der Reformation war vorrangig die Gemeinde. Kirche und Projektteams sind zwei verschiedene Paar Schuhe. Das Abendmahlslied EG 221 „Das sollt ihr, Jesu Jünger, nie vergessen“ hat nichts mit Teamarbeit zu schaffen, ist aber deutlich näher am Evangelium als der technische Begriff eines Teams. Damit soll nichts gesagt sein gegen Teamarbeit in der Gemeinde, ganz im Gegenteil, aber der Text im Papier legt nahe, dass dies die einzig normale, alles bestimmende und anstrebenswerte Form sei. Auch sind „Teamfähigkeit“ und guter Umgang miteinander nicht dasselbe. Ein Team ist immer mit Austauschbarkeit und dem Zurücktreten einer „einzelnen“, besonderen Person verbunden. Gerade für Seelsorge ist Teamarbeit nicht das A und O, auch wenn sie unter Umständen hilfreich sein kann. Seelsorge ist ja auch deutlich von psychologischer Therapiearbeit zu unterscheiden. Um auf der hier sonst angebotenen Argumentationsschiene entgegen zu halten: Haben es die Leute vor allem mit „Teams“ als „Leitung“ zu tun, wird einem die Kirchengemeinde auch schnell mal fremd, und das ist definitiv nicht effektiv. Dann erleben sich die Leute als Klienten oder Therapiegruppe, aber nicht als Gemeinde. Pastorale Seelsorger sind nicht bezahlte Freunde für bestimmte Sprechzeiten. Wir zahlen Kirchensteuer, und Steuern sind dem Rechtsdenken nach Abgaben ohne Gegenleistungen. Die Kirche aber versucht den Leuten neuerdings immer mehr zu erklären, wozu sie gegen den Augenschein nützlich seien mit ihren leistungsfähigen „Profiteams“. Werde ich zum Klienten erklärt, zahle ich keine Steuer sondern einen Beitrag, der mir etwas nützen sollte. Kein Wunder, wenn dann Leute sagen: Das brauche ich gerade mal nicht.

## **„1.6. Der eindeutige Wunsch nach Reformen kommt von der Basis“**

Grundlage dieser Behauptung ist eine soziologische Befragung. Ich hätte diese Vorformulierung auch bejaht, aber völlig anderes im Sinn gehabt als dieses Eckpunktepapier. Ich finde es äußerst fragwürdig, wenn im ganzen Papier kaum eine Bibelstelle als Begründung angeführt wird, aber dafür alles vor allem auf einer soziologischen Befragung ruhen soll. Auch bei den aktuellen Fusionen und Veränderungen hört man offenbar lieber auf statistisch ausgewertete Befragungen als auf die Gemeindeglieder vor Ort, von denen kaum mal der Wunsch zur Fusion ausgeht, es sei denn, es handelt sich um Kleinstadtgemeinden, die für ihre eigene Bestandsberechtigung den Anschluss der Dörfer ringsum wünschen. Für sie selbst ändert sich dann ja auch kaum etwas.

In einer Zeit massiver Veränderungen schwanken die Leute: Man spürt in der Gesellschaft Druck, sich beständig neu anzupassen, zu reagieren und erlebt sich verunsichert. Einerseits herrscht große Freiheit, andererseits hat man das Gefühl, vereinnahmt und getrieben, ein Spielball von Einflüssen zu sein. Für viele bietet sich dann eine Flucht nach vorn an, schon um den Eindruck eigener Wirksamkeit zu behalten. Für eine Kirche ist das aber noch weniger eine gute Idee.

Nochmals: Kirche ist nicht unser Aktionsfeld. Das Haupt der Kirche ist Christus. Davon ist hier nicht ansatzweise die Rede, obgleich nach theologischer Legitimation gefragt wird.

Wieder wird „Reform“ in diesem Absatz nur als Wandlung oder Veränderung gedeutet, nicht aber, was das Wort besagt. „Basis“ von Kirche (ohne Überbau) ist übrigens nicht eine Kerngemeinde, wie hier zu lesen ist, sondern Gottes Wort, das dummerweise schon von Anfang an als „Stein des Anstoßes“ galt.

Befragungen sollten nicht als Blankokarte für Veränderungen genommen werden, die einem opportun oder irgendwie effektiv erscheinen. Sie mögen nachdenklich machen, aber eignen sich nicht als Handlungsanweisungen. Kundenbefragungen nützen Maßnahmen zur Erhöhung des Umsatzes, sind jedoch fragwürdige Mittel, um den Stand des Glaubens zu messen, der ohnehin unmessbar ist, zumal wir alle nicht nur Sünder, sondern auch Heiden sind, deren Glaube der Größe nach nicht mal das Maß eines Samenkorns erreicht, wie Christus sagt. Oder versetzen wir etwa Berge?

In der Kirche geht es nicht um Effektivität. Rudolf Steiner war mit seiner Anthroposophie ein cleverer Religionsgründer und Urheber von

Wirtschaftsunternehmen, Jesus nicht. Er wollte das auch nicht. Er hat kein frommes Unternehmen gegründet, das wir dann weiterzuführen hätten bis hin zur Insolvenzerklärung. Historiker mögen ihn einen Religionsstifter nennen, dem Glaubensbekenntnis entspricht das nicht.

Natürlich ist es wichtig, auch auf Menschen zu hören, die nicht zum „Kern“ oder zu kirchlichen Gremien gehören, aber damit ist nichts darüber ausgesagt, ob man auch tut, was immer sie erwarten. Wir sollten sie auch ernst mit ihrer Ablehnung nehmen gegenüber dem, was wir im Unterschied zu ihnen glauben und diesen Unterschied deutlich machen anstatt ihn zu verwischen, um Mitglieder zu gewinnen.

### **„1.7. Breit kommunizieren und mutig entscheiden“**

Das Papier rät zur Eile. „Gottes Mühlen mahlen aber langsam“, das steht zwar so nicht in der Schrift, doch von gebotener Eile ist auch nicht die Rede, vielmehr von Geduld und dass für Gott tausend Jahre wie ein Tag sind. Wir mögen diese Zeit nicht haben, Gott hat sie.

Das in diesem Abschnitt empfohlene Vorgehen entspricht den Beratergewohnheiten für Wirtschaftsunternehmen. Auch hier spielt Gottesdienst kaum eine Rolle in den Überlegungen, es geht eher um Popularität und Angst vor Bedeutungslosigkeit und wirtschaftlichem Niedergang. So machen es Populisten und Profitunternehmen: breite Kommunikation, Hören auf die Wünsche möglichst vieler und dann schnell entscheiden. Lebensader der digitalen Gesellschaft sind Aufmerksamkeit und Interesse. Und auch dies rät uns Ökonomie: Verbesserungen müssen gleich mit geplant werden. Daran hält sich auch das Eckpunktepapier.

Ich gebe nur mal so als Gegenbild die Mönchsorden: Niemand bei den Benediktinern käme auf die Idee, die Ordensregel zu verbessern. Unsere Kirchenverfassung hingegen könnte man schon verändern, ohne darum sofort großen Schaden anzurichten, aber „Verbesserung“ setzt ein Ideal voraus. Worin besteht dies für die Verfasser des Eckpunktepapiers? Das erschließt sich mir nicht, es sei denn, es geht vor allem um Selbsterhalt in geschrumpfter Größe, Gottvertrauen hin oder her. Der Herr ist ja außer Haus, oder? Für realistische Planungsköpfe sind solche Bemerkungen freilich nur fromme Sprüche. „Letzte Gewissheiten haben wir nicht.“ Das sagt der Planende. Sagt das auch der Glaubende?

„Verbesserungen“ im Sinne unserer Verfassung und ihrer Gesetze kann nur so aussehen, dass die Präambel besser zur Geltung kommt. Sie ist kein frommer Vorspruch, sondern Angabe des Ziels.

## „1.8. Eckpunkte“

Es geht dem Wort nach also um die Gestaltung eines oder mehrerer Gesetzentwürfe, sogar um mehr, nicht nur um so ein paar Punkte am Rande: Es geht um eine grundlegende Richtungsentscheidung. Auch hier mag der Beter vermissen, dass wiederum von dem „verworfenen Eckstein“ Christus nicht viel die Rede ist. Hauptsache, es besteht Einigkeit in der Kirche als Organisation, die mit Hilfe von Mehrheitsbeschlüssen in den Synoden auf den Rat von kluger Kirchenleitung und Experten von Unternehmensberatern hergestellt wird? Einvernehmlichkeit ist nicht die Kategorie „theologisch begründeter“ Einheit. Die letztere wird schlicht vorausgesetzt, bzw. soll durch Maßnahmen der Innovation wieder erreicht werden?

Einer „theologisch legitimierten Kirche“ entspricht diesem allen kaum. Es gehe vielmehr weder um eine theologische (also wissenschaftliche), noch um eine demokratische (also politische) Legitimation, sondern um Einheit im Gebet. Dem galt die Sorge der Mecklenburgischen Kirchenordnung von 1552, die Melanchthon der ganzen Welt empfahl: dass man auf rechte Weise und regelmäßig miteinander den Namen Gottes anruft.

**Im zweiten Hauptpunkt** wird zunächst die „Ausgangslage“ als Problembeschreibung verstanden, das „Ende des Selbstverständlichen“ festgestellt und Herausforderungen – englisch gedacht: challenge<sup>2</sup> – herausgearbeitet. Genauso geht ein Wirtschaftsunternehmen vor. Es sei nur bemerkt: Das Evangelium war niemals selbstverständlich.

In Bezug auf Kirche ist es äußerst schwierig, von einer „Ausgangslage“ zu sprechen. Das Wort meint den Beginn eines Projektes und macht einen zeitlichen Schnitt. Das Wort steht verfänglichen Rede der Stunde Null nahe, wo alles zuvor mehr summarisch behandelt wird, denn nun kommt ja alles auf das „Neue“ an, von dem man sich Chancen ausrechnet. Das Alte wird

---

2 Der Begriff ist nicht wirklich definiert. In einer renommierten Zeitung wurde er einmal so charakterisiert: „Challenge bedeutet wörtlich übersetzt nichts anderes als Herausforderung: Eine Person macht meist eine Aktion oder Tätigkeit vor und nominiert anschließend weitere Leute, das Gleiche zu tun.“ Der englische Begriff gehört heute vor allem in das Spektrum sozialer Netzwerke. Eine „Herausforderung“ ist Arbeitsaufgabe oder Aufforderung eines Gegners. Beides passt nicht zur Kirche. Mission im Sinne des Taufbefehls ist jedenfalls weder das Eine noch das Andere.

nur herangezogen, wenn es zu nützen scheint. So darf man nicht mit der Offenbarung Gottes umgehen.

Es wird davon ausgegangen, dass ein Projekt nötig und unumgänglich ist. Das gehört zu jeder vernünftigen Begründung eines Projektes, das muss man den Sponsoren klar machen. Die Vorstellung, dass Jesus oder Luther im Muster eines Projekts gedacht hätten, ist nicht nur unhistorisch, sondern verzeichnete das Wesentliche an Kirche, die zu aller erst als Wirken Gottes begriffen werden muss, in das man demütig einstimme, aber das man nicht mit Projekten selbst in die Hand nehmen darf.

An der „Notwendigkeit, christliche Gemeinde im Wandel neu zu denken“ darf offenbar nicht gezweifelt werden, wobei geschickter Weise offen gelassen wird, ob mit „im Wandel“ an eigenen Wandel oder den der Umgebung gedacht wird. (Schließlich hatte das mit der Änderung ja eine Mehrheit der Gemeindeglieder so gesehen. Dann muss es auch wahr sein?) Das angesprochene Prinzip der „Volkskirche“, das hier synonym für „das Selbstverständliche“ genommen wird will ich nicht verteidigen oder konservieren. Für mich kommt allerdings das hier geplante Vorgehen sehr nahe am alten, gerade verworfenen Volkskirchenkonzept zu stehen: Wenn nicht alle, dann sollen möglichst viele glauben, wobei die Zahl im Vordergrund steht, und der Rest soll Achtung haben vor „uns“ als Kirche, die unsere Religion vor der weiten Welt entsprechend unserer Tradition und Kultur, sprich unserem „Profil“<sup>3</sup> repräsentiert. Man kann auch dies deutlich anders sehen.

Doch was sind die Maßstäbe für das „geforderte“ „notwendige“ Umdenken? Zunächst wird an Wirkung gedacht: Beiträge zur Demokratieförderung und soziales Engagement wird ja gesellschaftlich geachtet, also scheint es hilfreich zu sein für schwarze Zahlen im eigenen Haus. Andererseits werde die Kirche auch in der Öffentlichkeit kritisiert. Davor hat die Kirche große Angst, denn das ist geschäftsschädigend. Wenn die AfD nun aber regieren wird? Drehen wir dann das Mäntelchen? Natürlich nicht, so hoffe ich. Doch es geht ums Prinzip: Wieder gerät die Frage nach Popularität oder zumindest

---

3 Beim „Profil“ kommt es im Marketing auf das äußere Erscheinungsbild an, das authentisch sein sollte. Es gehört also zur Verkaufsstrategie auch im übertragenen Sinn. Das Profil der „Kirche“ mit breiter Öffentlichkeitsarbeit genießt seit einigen Jahrzehnten höchste Priorität. Das ist aber in unserem Medienzeitalter ein leicht zu durchschauendes Unternehmen. Man sortiert sich damit auch in die Reklame ein und hat automatisch größte Mühe, den „Kunden“ davon zu überzeugen, dass es sich hier nicht um Blasen handelt. Ständig muss man Leistung zeigen und für Sensationen sorgen.

Akzeptanz in den Vordergrund. Luther dagegen sang: „Und wenn die Welt voll Teufel wär’...“

Ganz verhänglich ist dieser Satz: „Außerdem ist nicht sicher, inwieweit sie (die Kirche) als Gemeinschaft von gemeinsamen Überzeugungen getragen wird.“ Kirche ist keine Überzeugungsgemeinschaft, kein Weltanschauungsverein. Sie wird nicht durch uns oder unsere Anschauungen und Überzeugungen getragen, sondern schlicht durch Gott. Ich bin versucht zu sagen, da geben sich die Autoren selbst mit diesem Papier das Zeugnis: Was uns als Kirche selbstverständlich sein sollte, scheint dem Autorenkreis auch ein wenig abhanden gekommen zu sein.

Danach ist von einem weiteren Mediengesetz die Rede: Präsenz. Ist die Kirche präsent, hat sie Daseinsberechtigung, ist sie nicht (in Medien, der Öffentlichkeit) präsent, kann sie abdanken. Müsste es nicht vielmehr heißen: Hat sie etwas der Gesellschaft zu sagen? Und tut sie das, unabhängig davon, ob oder wie sehr man ihr Gehör schenkt oder nicht?

Es tut sich hier ein weiteres Grundproblem auf, das auch in diesem Eckpunktepapier hier und da aufleuchtet: Juristisch ist die Nordkirche Person, im geistlichen Sinn ist sie es darum noch lange nicht. Es war Kennzeichen der Evangelischen, dass sie solchen Anspruch der Römischen Kirche vehement von sich wies: Rom ist nicht die Kirche. Wittenberg auch nicht, und die Nordkirche ebenso wenig. Mit Worten wie „Profil“ aber geraten wir in gefährliche Nähe solchen Selbstverständnisses. Kein Bischof, keine Synode sollte es wagen, für „die Kirche“ zu sprechen, wie Parteien es tun.

Es geht nicht darum, ob „die Kirche“, und damit ist konkret die Nordkirche gemeint, „präsent“ ist oder nicht, sondern es kommt darauf an, ob und wie regelmäßig Gottesdienst gefeiert wird. Es geht darum, ob Gottes Wort auf die Weise gehört wird, die ihm entspricht, und das sind Lesungen in einer Liturgie, gesungene Hymnen, Predigt eines ihrer Gemeindeglieder - denn das ist eine Pastor\*in in erster Linie -, Beichte und Abendmahl, die Sakramente der Rechtfertigung.<sup>4</sup> Das alles hat in unseren unsicheren und

---

4 Erlebt man kein Beichtgeschehen mehr, und sei es die reale Zusage im Abendmahl, verflüchtigt sich dieser Begriff ins Abstrakte. Da nützt es nur noch wenig, wenn behauptet wird, die Rechtfertigung gehöre zu fünf Punkten unseres „protestantischen Profils“. Auch der Glaube verflüchtigt sich, wenn er nicht wieder und wieder bekannt wird und man mit anderen das Vaterunser Sonntag für Sonntag in seiner Kirche laut und vernehmlich betet und die Bibel nur daheim oder am Bildschirm studiert, sondern sie einander als Gottes Wort vorträgt. Präsenz der „Kirche“ ist nichts gegen die gemeinsame Wahrnehmung der Präsenz Gottes in der Liturgie. Dass dies auch „Bedürfnis“ ist, mag man an dem Wunsch vieler nach Segnung ablesen, die freilich ohne Wort und Sakrament auch schnell mal ins Esoterische abdriftet.

verwirrenden Zeiten unendlich viel zu sagen. Auf Medienpräsenz in einer turbulenten Zeit zu setzen, kann auch Haschen nach Wind sein, morgen schon interessiert keinen, was dort gestern gesagt wurde.

Es ist nicht wichtiger, dass 99 Schafe zuhören, sondern das eine, das sich verlaufen hat. Über das eine, wiedergefundene Schaf jubelt der Himmel. Das taugt nicht als Handlungsanweisung, aber das Gleichnis zeigt auf, dass Zahlen nicht das sind, worauf wir aus sein sollten.

Verstehen wir uns freilich als Überzeugungsverein, sollten wir umschwenken auf Agitations- und Propagandatechniken. Wir brauchen professionelle Influencer und wollen viele Follower zählen. Was interessiert uns ein analoger Gottesdienst mit einer Handvoll, wenn wir einen Internetauftritt haben können mit Tausenden, die uns einen Like, und noch besser: Geld spenden?

Es geht auch nicht darum, ob viele „ohne Kenntnis und Bezug zur Kirche leben“, sondern darum, ob wir ihnen die Möglichkeit geben, das Feiertagsgebot mit konkretem Inhalt zu leben. Dafür sind uns die Kirchen anvertraut. In diesem Sinn dienen sie nicht uns als Kirche, sondern wir dienen Gott darin, und das möge uns zum Heil ausschlagen. So kann in der Stadt auf dem Berg Licht zum Strahlen kommen, das sie nicht selbst produziert und damit auch nicht planen kann. Gottes Reich ist auch in diesem Sinn nicht von dieser Welt: Wir sind nicht seine Produzenten oder Erfinder. Es sollte auch nicht im Ansatz vermarktet werden.

Dass so viel an kirchlichen Gedanken bei der Masse in unseren Zeiten nicht greift, ist nicht verwunderlich, denn alles Mögliche spricht in der jetzigen Kulturlandschaft gegen das Evangelium. Dazu gehören die Maximen liberaler Wirtschaft, die den Geboten vielfach diametral entgegen stehen, die Botschaften der Populisten, die bunte Landschaft von Lebensphilosophien, eine digitale Unterhaltungswelt, die auf Spaß aus ist, das unvermittelte Aufeinanderprallen von Religionen und Traditionen, ein alles Denken beherrschendes Wissenschaftsverständnis, künstliche Intelligenz mit ihrer noch nicht entfaltenen Eigendynamik und vieles mehr. Echter Fortschritt, Wahrheit und Ethik haben es da generell nicht leicht.

Die Schlussfolgerung sollte nicht lauten: Also passen wir uns an und ein, sondern: Was unterscheidet uns und woran gilt es festzuhalten? Auf „religiöse Sehnsüchte“ setzen? Wie tief wollen wir sinken, um darauf bauen zu wollen?

Richtig ist die Erkenntnis, dass in dem Lebensraum der Menschen auch möglichst nahe Gottesdienste stattfinden sollten, doch dazu gehört auch die

zeitliche Dimension: Ein Gottesdienst im Monat vor Ort ist viel zu wenig. Wir haben dazu zu wenig Pastor\*innen? Sind sie so notwendig für das gemeinsame Beten, dass wir es dann lieber lassen?

Weiterhin ist die Rede von dem „Teilen eines auf Jesus Christus bezogenes Gottesbild“. Auch hier meldet sich die Sprache der digitalen Welt, wo man Bilder oder Ansichten „teilt“ oder auch nicht. Die Frage geht für mich schon mal dahin, ob die Kategorie „Gottesbild“ überhaupt angemessen ist. Für den Außenstehenden mag es so aussehen, als würden die Gottesdienstteilnehmer ihren Glauben mit den Worten des Apostolikums miteinander teilen. Und weil das nicht so gut bei vielen geht, sucht man denn auch in „Gottesdienstentwürfen“ nach alternativen, akzeptableren Formulierungen. Das hatte man vor jetzt bald hundert Jahren schon mal gemacht. Auch scheint niemand zu spüren, wie unangemessen es ist, Liturgie mit Kategorien wie Entwurf und Projekt in Verbindung zu bringen.

„Der tradierte christliche Gottesglauben“ sei selbst „in die Krise geraten“. Das ist er ganz sicher nicht, aber der in der modernen Welt vielfältig geschüttelte Mensch hat verständlicherweise Schwierigkeiten damit. Es geht aber um Offenbarung, und die sollte man nicht irgendwem zuliebe modifizieren, damit er es leichter schlucken kann. Eine bloße „Tradition“ kann man aufgeben. Wir jedoch haben nicht nur ein uns tradiertes „auf Christus bezogenes Gottesbild“, sondern wir sind Leib Christi und er ist das Haupt. Wenn wir in unseren Gesetzestexten oder -entwürfen schon in der Sprache reden, die völlig an unserem „Kern“ vorbei zielt, was erwarten wir dann von den Gemeinden? Evangelium light in konsumentenfreundlicher Verpackung für die, die Gott-sei-Dank noch „religiöse Sehnsüchte“ anmelden, - das ist billiger Ausverkauf, und wer mit so etwas beginnt, dem kehren morgen die Kunden den Rücken.

Schließlich werden nun im Entwurf Zahlen genannt, wie schon von Beginn an zu erwarten war. Zahlen kann man nicht widersprechen. Sie zeigen den großen, unausweichlichen Niedergang vor, dem man irgendwie noch entfliehen will. Wer wagt es schon, der auf statistischer Grundlage erstellten Freiburger Studie zu widersprechen? Das Gottvertrauen vom Anfang des Papiers scheint vergessen. Das mögen ja die Frommen glauben, wir müssen rechnen.

Hier lauert natürlich auch die Falle der selbsterfüllenden Prophezeiung. Je mehr wir negative Nachrichten streuen, umso schneller geht es mit dem Niedergang, auch das ist Medien- und Ökonomiegesetz. Solche Pläne wie der hier im Entwurf zu lesende geben sich immer selbst recht, ganz gleich,



ob man ihnen folgt oder nicht. Nur dass diese Tatsache nichts darüber aussagt, ob das Projekt hilfreich war oder nicht und ob es das Beste war. Werden Zahlen als Begründung für so einen Fall wie der äußeren Entwicklung der Kirche genommen, geben sie einem immer Recht, egal was geschieht. In Wahrheit aber täuschen sie nur Gewissheit vor. Weitreichende Prognosen aufgrund von Zahlen scheinen nur stringent zu sein. Was wissen wir heute schon von dem, was in zwanzig Jahren sein wird, es sei denn, wir haben selbst daran gedreht und niemand stört? Innerhalb von nur 40 Jahren gab es in Deutschland im 20. Jahrhundert zwei Kriege, Wirtschaftskrisen, Hunger und aufsteigenden Wohlstand, leere und volle Kirchen. Die Dynamik der Veränderungen hat im 21. Jahrhundert nicht nachgelassen. Einem sinkenden Schiff vertraut sich keiner an. Angst ist so ziemlich der schlechteste Ratgeber für die Zukunft, besonders wenn Prognosen mit Zahlen untermauert sind.

Die Kirchengebäude „verschlingen“ einen Großteil der Finanzen der Kirchengemeinden? Das war schon immer so! Dafür bekamen und bekommen die Kirchengemeinden Geld von den Leuten...

Und nun wird das Papier deutlich: Das alles „überfordert“ die armen Gemeinden vor Ort. Man muss das die Profis machen lassen. Die Gemeinden haben das zwar seit tausend Jahren gekonnt, heute aber leider nicht mehr.

An diesem Punkt möchte ich in meiner Argumentation umschwenken und zur offenen Kirchenkritik ausholen. Das vorliegende Papier ist offenbar ein Rettungsversuch, doch es darf gefragt werden, wer da gerettet werden möchte und den Kurs so bestimmt, damit er selbst bei dem Niedergang möglichst gut wegkommt. Die Gemeinden vor Ort werden an Effektivität und Mitgliederzahlen gemessen und ggf. auch dazu verurteilt, Kirchen abzugeben und zu fusionieren, ihre Identität und Eigenständigkeit aufzugeben, obwohl sie die noch verbliebene Hauptgeldquelle sind. Jetzt gilt die vorhin noch so gelobte „Basis“ plötzlich als „überfordert“. Das Bild von der Basis ist im Übrigen zwiespältig, denn dazu gehört komplementär vom Begriff her ein schlauer Überbau, der lenkt und leitet, die von sich als „Kirche“ spricht. So ist zwar die Rede von Gemeinden in Vielfalt und als Basis der Kirche und die Ortsgemeinde wird kräftig gelobt, doch das Lob wird sogleich wieder ausgehöhlt. Es wird von einem unausweichlichen „Dilemma“ (sprich: Zwickmühle) gesprochen, „zwischen individualisierter Vor-Ort-Praxis und konzentrierter Professionalisierung“, die „konkrete Entscheidungen, bezogen auf die jeweilige Situation“ ermöglicht.

„Konzentrierte Professionalisierung“ ist als Begriff den Kirchgemeinden fremd und auch sonst eher nicht verbreitet. Man mag da an die bekannte Rede von „Kompetenzzentren“ denken, die in der Kirche vor einiger Zeit in vieler Munde war. Die Gemeinden brauchen demnach vor allem Profis mit gediegener Ausbildung und entsprechender Fort- und Weiterbildung. Das wird ebenso vorausgesetzt, wie man in der Römisch-Katholischen Kirche nur zölibatär und als Mann Priester sein kann. Bevor man einen Gottesdienst ohne Predigt erlaubt, lässt man ihn lieber ausfallen. Akademiker aber sind teuer. Außerdem gibt es unabdingbare „Kirchenzentren“ in jedem Kirchenkreis, die mit mehr Mitarbeitern besetzt sind als seiner Zeit der Oberkirchenrat einer ganzen Landeskirche in Schwerin. Das Landeskirchenamt und die Bischofsämter kommen noch hinzu mit allen möglichen Arbeitsstellen. Von einer Einsparung in diesem Personalbereich und ihren Gebäuden ist im Eckpunktepapier nicht an einer einzigen Stelle die Rede. Amerikanische lutherische Gemeinden kommen völlig ohne diesen Apparat aus, der Unmengen an Geld schluckt. Die Gemeinden in Amerika sehen einfach die Notwendigkeit solcher Strukturen nicht ein und geben ihr Geld nicht dafür aus. Stattdessen denkt man bei uns über den Verkauf von Kirchen nach und erklärt den Ortskirchengemeinden ihre Unfähigkeit. Was zählt schon ein Jurist, wenn er nur Mitglied seiner Gemeinde ist gegen den Kirchenjuristen im kirchlichen Kompetenzzentrum! So „müssen“ bei uns die Gemeinden immer größer werden und somit immer unpersönlicher. Ich habe auch keine schnelle Lösung parat, aber es geht hier ja um die Ausrichtung, um „Zukunftsfähigkeit“. Wir sehen an den Römisch-Katholischen Gemeinden, wie in ihnen die Zahlen in gleichem Maße zurückgehen, wie ihre „Pastoralbezirke“ wachsen. Warum machen wir es ihnen nach, wenn wir doch sehen, dass dies kein guter Weg ist? Wenn es nicht genügend Pastor\*innen gibt, soll darum das Beten eingeschränkt werden? Beispiele dieses verheerenden Irrweges kann man auch in Diözesen Schwedens beobachten, wo der Gottesdienstbesuch in den letzten dreißig Jahren an vielen Orten völlig eingebrochen ist.

Müssen Lektoren unbedingt jedes mal predigen? In den meisten Gemeinden wird auch nicht jedes Mal Abendmahl gefeiert. Warum nicht auch Gottesdienste ohne oder mit nur verkürzter, gern auch abgelesener Kurzauslegung anstatt akademischer Predigt? Wir haben ein Gottesdienstbuch, Gesangbuch und Lektionar, damit lässt sich auch ohne Akademiker\*innen Gottesdienst feiern. Sind die Laien zu dumm oder

unfähig dafür, miteinander ohne Profis zu beten, zu singen und in der Kirche auf die Heilige Schrift zu hören?

Zu den „**Ergebnissen der Projektgruppe**“:

Es stehen im Papier annehmbare Sätze, wie dieser: Das „evangelische Profil“ (wobei dieser Ausdruck seine Tücken hat) „wird grundlegend als geistliche Einheit verstanden, in der der dreieinige Gott durch die Geschichte der Liebe zu seiner Schöpfung in Sterben und Auferstehen Jesu selbst zur Sprache kommt. Sie ist der Ort, an dem Menschen zu einer Freiheit finden, die Beziehungen möglich macht.“ Aber die dafür eingeschlagene „organisatorische“ Richtung finde ich zweifelhaft. Sollen doch neue Gemeindeformen entstehen, aber nicht auf Kosten der Ortskirchengemeinden. Das wird zwar auch im Papier behauptet, aber das großangelegte „Projekt“ wird das mit sich bringen.

Dass durch Digitalisierung Verwaltung vereinfacht wird, wie behauptet, ist eine nur allzu bekannte Selbsttäuschung. Niemals wurde so viel Statistik und Verwaltung in der Kirche betrieben wie heute. In dem Maß, wie solche Vorgänge technisch vereinfacht werden, steigen Ansprüche und Umfang der Verwaltung.

Ich bestreite schlicht die beschriebenen „Dilemmata“, die solche Gesetze wie das hier angezielte nötig machen. Der im Papier ja auch beklagte Weg der Fusionen wird nur mit anderen Mitteln ausgeweitet.

Dabei haben wir völlig andere Probleme: Was haben wir heute der sich drastisch verändernden Welt von Christus her zu sagen? Wir sollten nicht auf Selbsterhalt aus sein, sondern in Inhalt investieren. Wir sollten uns nicht fragen, „was sich lohnt“ oder was noch übrig sein wird, wenn das alles so weitergeht. Wir sind Schatzhüter und sollen die uns anvertrauten Kirchen nicht verhökern oder vom beständigen Gottesdienst lassen, weil uns Gottes Wort zu teuer wird.

Es geht auch nicht um „konservativ“ oder modern. Beides sind Begriffe, die von Vergänglichkeit sprechen. Ortskirchengemeinden sind nicht Basis der Kirche, sondern ihr Zentrum. Das Zentrum der Nordkirche ist nicht Kiel oder Schwerin, es liegt in jeder Kirche, und wenn an vielen Orten kein sonntäglicher Gottesdienst stattfindet, ist das oft nicht zu ändern, aber ein Weg „nach vorn“ ist das sicher nicht. In zusammengedrängten, überdimensionierten Kirchengemeinden, in denen man einander kaum noch kennt, wird Gott nicht mehr gelobt als dort, wo sich zwei oder drei im Namen Christi versammeln und von daher Gemeinde sind, wofür jede

Definition von außen her an der Sache vorbeigeht. Für Gottesdienst ist es unerheblich, ob alle Kirchensteuer zahlen, in Statistiken auftauchen oder dieses oder jenes „Gottesbild“ haben. Die Gottesdienstgemeinde ist wesentlich mehr „Kirche“ als die vom Landeskirchenamt abgezählte Herde ihrer schwindenden Unterstüzer. Das ist sie nicht in „engerem Sinn“, wie das Papier formuliert, sondern in Wahrheit, deren Horizont so weit wie die Menschheit auf dem gerade übel geplagten Planeten reicht und die nicht abhängig von Statistiken und Erfolg ist.

Überrascht hat mich dieser Satz: „Konkret wird die geistliche Ausrichtung (der protestantischen Kirche) an ‚fünf Kernaussagen des christlichen Glaubens protestantischer Prägung‘: Das christliche Gottesbild als Voraussetzung des Menschenbildes; Freiheit; Rechtfertigung; Verantwortung; Nächstenliebe.“ Ich kenne die fünf „Soli“ der Reformation: „Soli Deo Gloria, solus Christus („allein Christus“), sola scriptura („allein durch die Schrift“), sola fide („allein durch den Glauben“) und sola gratia („allein durch die Gnade“). Ich habe nichts gegen die genannten modernen „Kernaussagen“, aber abgesehen von der gewagten ersten Aussage würde ich meinen, dass die anderen jeder beliebigen Kirche zu eigen sein sollten und keine Besonderheit unserer Konfession sind. Das „Profil“ ist also äußerst schwach ausgeprägt. Man kann auch einen Schritt weiter gehen und sagen: Bis auf das Gottesbild, das sich durch andere Weltanschauung austauschen ließe, ist das jedem Menschen eigen. Für die „Rechtfertigung“ sorgt dann der Therapeut oder ein irgendwie geartetes Gewissen bestimmten Maximen gegenüber.

Die reformatorischen Originalaussagen dagegen waren in einem speziellen historischen Kontext besonders und sollten auch heute so wahrgenommen werden. Bedenklich fände ich, wenn die alten fünf Aussagen durch die neuen stillschweigend *ersetzt* werden sollten, wie überhaupt das *Fehlen* von Aussagen im „Eckpunktepapier“ mir weit gewichtiger und bedenklicher erscheint als das, was da zu lesen ist.

Das größte Defizit sehe ich in der Randrolle des Gottesdienstes im Eckpunktepapier, den man demgemäß getrost auch mal ausfallen lassen kann, weil es nicht auf „Quantität“ ankomme, dafür aber auf Qualität. Wieder wird ein der Mehrheit heute plausibler Satz, den niemand anzweifelt als Argument gebraucht, um ganz anderes zu rechtfertigen. Selbst wenn entsprechend dem noch geltenden Gottesdienstbuch gemäß Ordnung I keine Predigt gehalten wird und kein Abendmahl gefeiert werden sollte, fehlt es

darum ja nicht an Qualität. Für die sorgen Heilige Schrift und passende Gebete.

Oberstes Gebot für die „Organisatorischen Aspekte einer funktionierenden kirchlichen Einheit“ sei Effizienz. Das sieht ganz schlecht aus für den Sonntagsgottesdienst. Wie soll man da Effizienz messen? An Besucherzahlen? Schlimm ist der Satz unter 4.1. (11): „Angebote, die viel Kraft kosten, aber wenig ‚bringen‘, können und sollen eingestellt werden.“ Damit entfallen Besuche bei Kranken, alten Leuten und Sterbenden, es sei denn man macht es publik, um der öffentlichen „Akzeptanz“ willen und prahlt damit mit Statistiken oder in Rundfunkandachten.

Bedenklich ist auch dieser harmlos aussehende Satz, der tief in die Denkmuster der Verfasser\*innen blicken lässt: „Gemeinden sind Teil eines Sozialraumes, sie müssen in Beziehung mit kommunalen und regionalen Partner\*innen stehen.“ Kirchengemeinden werden so eingereiht in die Landschaft von Vereinen und Interessengemeinschaften als einer „Partnerin“ im „sozialen Raum“. Dass wir so angesehen werden von außen, soll nicht unser Problem sein, aber selbst sollten wir uns nicht so sehen. „Volk Gottes“, „Leib Christi“ oder „Versammlung der Gläubigen“ im Namen Christi, also der Getauften ist nicht gleichbedeutend mit einer Gruppe in sozialräumlicher Struktur unter anderen. Es kennzeichnet mithin das Papier, dass soziologische, juristische, mediensprachliche oder ökonomische Begriffe auf unklare Weise miteinander kombiniert werden, während ekklesiologische Überlegungen, soweit sie nicht schon in Begrifflichkeiten anderer Wissenschaft aufgelöst worden sind, nur eine Randrolle spielen.

„Gebäude haben dienende Funktion, und ihr Erhalt ist kein Selbstzweck.“ Auch dieser Satz scheint allgemeingültig, hat jedoch in Bezug auf Kirchengebäude, die hier vermutlich mit im Blick sind, verfälschenden Sinn. Der Erhalt einer Kirche dient dem Gottesdienst, sie ist liturgisches Gerät, sie dient also durchaus in erster Linie sich selbst in ihrer Aufgabe. Noch halten wir die Kirche für göttliche Stiftung, und wir sollten niemals von dieser Ansicht abweichen. Die Kirchen sind Stiftungen mit Zweckbestimmung, sie gehören zum Komplex der Einsetzung der Sakramente durch Christus. So liegt der Zweck der Kirche in sich selbst. Die Kirchengemeinden, bzw. Kirchenkreise oder Landeskirchen verwalten sie nur, die Kirchen sind streng genommen zwar in ihrem Besitz, nicht aber ihr Eigentum. Gegenüber Öffentlichkeit und Staat mag die Ortskirche und ihre Gemeinde (nicht Landeskirche oder Kirchenkreis!) als Eigentümerin

gelten, gegenüber Gott jedoch ist sie nur Verwalterin der göttlichen, sonntäglichen Gottesdienststiftung. Ist Gott schon mal grundsätzlich aus der Rechnung genommen, scheint man ihm gegenüber auch nicht verpflichtet und kann sich getrost wie jene Haushalter von Jesu Gleichnis benehmen, die den wahren Herren nicht mehr anerkennen.

Kirchen sind unveräußerlich, solange sie nicht entwidmet sind. Aber solche Entwidmungen sind für bestimmte Leute eben nur noch ein Verwaltungsakt, den man den Gemeinden tröstend erklären möchte, wie im Papier vorgesehen: „Bei diesen schmerzhaften Prozessen sollen Gemeinden Beratung, Unterstützung und geistliche Begleitung bekommen.“ Weithin wirkt das gesamte Papier auf mich mehr wie Trauerbegleitung und vorsorgliche Erbregelung, aber nicht wie Befähigung zur Zukunft. So geht man mit Leuten um, die nicht mehr lange zu leben haben.

Ein kirchliches, theologisch reflektiertes Amtsverständnis kann ich dem Papier nicht entnehmen, schon gar nicht, wenn von „multiprofessionellen Teams für Verkündigung, Seelsorge, Unterricht, Verwaltung“ die Rede ist. Wie bereits gesagt, ein „Team“ setzt das Gegenüber von Bearbeitenden und Bearbeiteten voraus. Eine Berufung durch Gott in ein Amt ist nicht im Blick. „Professionalität“ ist hier purer Fähigkeitserweis, den man nach Umständen und praktischen Erwägungen der Effizienz jeweils neu definieren kann. Dem steht dann der Haufe von unprofessionellen „Laien“ gegenüber. Das ist nun ganz sicher keine theologisch legitimierte Definition von Gemeinde.

Geradezu spaßhaft wirkt die Vorstellung auf mich, wenn von einer neuen Gemeindeart so die Rede ist, dass man, immerhin noch „orientiert am Auftrag der Kirche“ digital verlässlich durch ein gemeinsames Thema verbunden sei. Damit könnte eigentlich nur ein vertragliches Abonnement gemeint sein. Vertraglichem Denken entspricht auch die Auflösung einer Ortskirchengemeinde durch ein „höheres“ Gremium, wenn nicht eine Mindestmitgliederzahl gegeben ist. Das widerspricht offen herkömmlichem Kirchenrecht.

Erinnert sei daran, dass die Einführung von kirchlichen Statistiken in der Zeit des Staatskirchentums aufgekommen ist. Keine orthodoxe Kirchengemeinde in Griechenland wüsste zu sagen, wie viele „Mitglieder“ sie hat. Und uralte Ortskirchenrechte wagt man dort auch nicht anzurühren und will es auch nicht, und es schadet der Zukunft dieser Kirche in keiner Weise. Die „Kirchlichkeit“ ist dort, wo man allen aktuellen Reformideen unserer Kirchen grundsätzlich abhold ist, weit höher. Täglich werden in den

Kirchen Gottesdienste gefeiert und es stehen unzählige Kirchen in der Landschaft, die auch auf verschiedene Weise genutzt und zumeist täglich von irgendjemand betend aufgesucht werden.

Der Stellenplan ist den Kirchengemeinden nach dem Eckpunktepapier übrigens völlig aus der Hand genommen. Freiheit gilt eben nicht für alle. Freiheit ist immer mit Recht verbunden, das aber wird den Ortskirchengemeinden gerade stückweise und systematisch entzogen.

Die Zusammenarbeit von Pastor\*in und Kirchenmusiker\*in,... wird als „interdisziplinäres Team“ bezeichnet. Auch hier tritt wieder ein in Mode befindlicher, also schillernder Begriff hervor, um die Ämtergemeinschaft vor Ort zu bezeichnen, bzw. umzudefinieren, die der Aufsicht des Kirchengemeinderats grundsätzlich wegen mangelnder Kompetenz besser entzogen werde. Es sind aber nicht zwei oder mehr verschiedene „Fächer“, wenn zusammen Gottesdienst gefeiert wird. Gedacht wird hier wiederum vom Begriff der „Kompetenz“ her, hier als Mischform des entsprechenden Rechtsbegriffs und der Fähigkeit nach Ausbildung.<sup>5</sup> Kein Wunder, dass dann Supervision notwendig wird, im Übrigen kein billiges Leitungsinstrument.

Der Absatz (10) gehört zu meinen „Lieblingsabschnitten“: „Die Aufgaben der Teams im Verkündigungsdienst sind sowohl Gottesdienste, Seelsorge, kirchlicher Unterricht und Kasualien als auch das diakonische Engagement vor Ort. Die Arbeit soll aus den kirchlichen Grenzen hinaus in das Gemeinwesen wirken. Aus Gründen der Effizienz wie auch der inneren Motivation ist u.U. die Anzahl der Predigtstätten und der Gottesdienste zu begrenzen. Angebote, die viel Kraft kosten, aber wenig ‚bringen‘, können und sollen eingestellt werden.“

Da weiß ich gar nicht, wo ich zuerst mit meiner Kritik ansetzen soll. An die Stelle des Heiligen Geistes ist „innere Motivation“ getreten. Von einer Kompetenz eines Kirchengemeinderats, bzw. der Gemeindeglieder dabei ist keine Rede. Nachdem in vorigen Zeiten darüber oft Beschwerde geführt wurde, dass ein Pastor alles können sollte, sollen nun einige zusammen alles können, bzw. verantwortlich sein, ausgenommen die unprofessionellen Laien, die nicht zum „Team“ gehören. Von „kirchlichen Grenzen“ ist die Rede, das hätte ich gern definiert. Was ist das Maß für das „bringen“? Slang sollte hier besser keinen Platz haben. Kirchen sind nur noch „Predigtstätten“, nicht aber liturgische Räume,... Dieser Abschnitt könnte

---

5 Das hat eine gewisse Logik: Wer soll das interdisziplinäre Team leiten können, wenn nicht durch eine mit höherer Sachkompetenz ausgerüstete Instanz, begleitet von Supervision? Das können die Laien nicht. Dass hier Demokratie im Bereich unserer Institution unterhöhlt wird, scheint auch keinem weiter aufzufallen.

auch von einem Unternehmensberater verfasst worden sein, der von Kirche nur eine sehr blasse Ahnung hat.

Für die „organisierten Gemeindeformen“ soll ein „Gebäudestrukturplan“ entworfen werden, zu dem Kirchen und Pastorate gehören. Das Wort wird gemeinhin eigentlich nur für das Innere eines Gebäudes gebraucht. Auch hier wird schon wieder der Ortsgemeinde Verantwortlichkeit genommen, dann aber gesagt, die Kirchengemeinderäte sollten „für das kirchliche Leben, die Verkündigung und den tätigen Glauben vor Ort“ sorgen. Besonders beim Letzteren kann man höchst neugierig sein, wie das wohl gemeint sein könnte. Ich vermute, im Blick ist Gemeindediakonie, aber die wird gerade durch Kitawerke und Diakoniewerke völlig den Gemeinden entzogen. Nicht mehr die Gemeinde beruft dann ihre Prediger\*innen oder Mitarbeiter\*innen, sie wirken nur noch bei der Besetzung „mit“. Immerhin „können sie Anträge an die Kirchenkreissynode stellen“. Wenn das kein Trost ist! Das ist Kirche als Großbetrieb, in dem die Pastor\*innen wie in der Römischen Kirche kirchenrechtlich nur ausführende Hand ihrer Bischöfe, hier dann der zuständigen Kirchenleitung mit Synode sind. Eine der wichtigsten Errungenschaften der Reformation würde damit zunichte gemacht, denn das war eine ihrer Hauptforderungen, dass die Gemeinden ihre Seelsorger selbst bestimmen konnten.

Ich schenke mir die glättende Selbstbeurteilung des Plans in Punkt 4.2. „Chancen und Risiken“. Das macht man heute in Wirtschaft und Politik auch so, dass man sich selbst vorsorglich beurteilt und bewertet. Darauf ist jedoch im Allgemeinen nicht viel zu geben. Die Entscheidungen liegen an anderer Stelle.

Als Grund für das Papier werden im Fazit drei „Dilemmata“ herausgestellt. Mit einem „Fazit“ begibt man sich auf eine Meta-Ebene, es handelt sich also um eine letzte Begründung und Rechtfertigung des Vorhabens. Ein Dilemma ist der nicht auszulösende Widerspruch, bei dem man wie in einer Zwickmühle auf jeden Fall verliert. Pseudoheilsgeschichtlicher Fatalismus bestimmt das Vorgehen: Der Niedergang der Kirche ist nicht aufzuhalten.

1. „Auf der einen Seite der Wunsch nach individualisierter Vor-Ort-Praxis – auf der anderen Seite die Notwendigkeit konzentrierter Professionalisierung.“

Die einfache Frage meinerseits lautet: Besteht die „Notwendigkeit konzentrierter Professionalisierung“ überhaupt, so wie sie als Zukunftsplan



gerade erst hier entworfen worden ist? Sie ist im gesamten Entwurf nur behauptet, aber nicht wirklich begründet worden.

2. „Auf der einen Seite das notwendige gesellschaftsdiakonische Engagement – auf der anderen Seite der religiöse Kernauftrag.“

Worin liegt hier der Widerspruch? Warum soll das ein Dilemma sein? Eins gehört zum anderen, das war schon in der „Urgemeinde“ in Jerusalem so, wie man in der Apostelgeschichte nachlesen kann.

Über den schwammigen und äußerst missverständlichen Begriff eines „religiösen Kernauftrags“ lasse ich mich hier lieber nicht aus.

3. „Auf der einen Seite der Wille zur Bestandserhaltung bei der Kernklientel – auf der anderen Seite missionale Innovationen und die Ansprache neuer Zielgruppen.“

Das Wort „missional“ ist Fremdwort aus dem Englischen und abgeleitet von „missional theology“. Endlich also taucht zumindest dieser Gedanke auf, wohltuend gegenüber allen Rückzugsgefechten. Allerdings ist das Adjektiv verbunden mit „Innovationen“. Offenbar gehört zwingend zur Mission (im Sinne des Taufbefehls) die beständige Veränderung? Verändert werden sollen „die Völker“ durch das gleichbleibende Evangelium. „Ecclesia semper reformanda“ ist falsch übersetzt, sagt man die Kirche müsse sich fortlaufend ändern. Sie möge im Gegenteil sich stets neu auf ihren Grund besinnen, von dem es im Lied heißt: „Das Wort sie sollen lassen stahn.“

Innovation und „Ansprache neuer Zielgruppen“ sind wiederum Begriffe aus dem Marketing. Auf dem Kirchentag mag ein „Markt der Möglichkeiten“ als nette und witzige Formulierung und Einrichtung gelten, aber als Grundzug der Kirche und ihrer Mission? Zudem ist ja auch das „Kernklientel“ bis zum letzten Lebenstag selbst Objekt der Mission, denn wir sind allesamt Sünder und bedürfen bis an den letzten Tag des Zuspruchs vom ewigen Wort Gottes.

Ich habe meinen Glauben immer verstanden als etwas, was mir die Offenbarung Gottes eröffnet, aber der Neuerungen bedurfte es dabei gerade nicht. Hingegen verlangt der gerade geltende Kulturbegriff der Gesellschaft beständige Innovation und Kreativität als Forderung der Zeit, bis hin zur Unsinnigkeit, wenn sie als Begründung von Lebenssinns angesehen werden. Das müssen wir in der Kirche nicht auch so halten. Hier kommt es auf Gottes Offenbarung an, nicht auf unsere Kreativität. Sie ist zwar auch ein Gottesgeschenk, aber vertrauen sollten wir auf Gott und nicht auf marktfähige Ideen von „Profis“. Auch spricht das Wort „Klientel“ Bände

mit seinem semantischen Feld, das von Psychotherapie bis hin zum „Kundenstamm“ reicht.<sup>6</sup> Die Jünger als Kernklientel Jesu? Kann man so sagen, wenn Freude an unsinnigen Behauptungen hat, die schillern und glänzen.

Also auch zum dritten „Dilemma“: Es ist gar keines.

Ich vermute, man wird mir unterstellen, ich wolle einfach nicht verstehen, um was es heutzutage gehe. Im Gegenteil, ich möchte es sehr genau verstehen, und dafür sind solche verwirrenden Texte wie der vorliegende wenig hilfreich. Sie sehen nur aus wie Klarstellung. Und gerade beim „Fazit“, der Grundlage von alledem auf Meta-Ebene sehe ich mich täuschenden Aussagen gegenüber.

Ich stehe darum aus meiner Sicht den „Beschlussempfehlungen für die Landessynode“ ablehnend gegenüber und sehe keine Notwendigkeit, sie zu „verbessern“ oder zu ersetzen. Sie können aus meiner Sicht ohne Schaden ersatzlos gestrichen werden. Was an Neuerungen oder Veränderungen in diesen Jahren nötig erscheint, kann vollständig im Rahmen der jetzigen Verfassung und ihrer Gesetze gewährleistet werden. Höchstens das unselige Kirchenkreisgesetz könnte aus meiner Sicht in den Schredder, es hat schon viel Unheil angerichtet. Ich habe kein Mandat zu einer Abstimmung, aber in jeder demokratischen Institution sollte auch eine kritische Stimme Gehör finden, wenn sie etwas zu sagen hat, auch wenn sie wie diese hier nur aus dem „Kirchenvolk“ stammt. Da ich außer Dienst und „entpflichtet“ bin, gehöre ich auch zu keinem „Team“ mehr, gelte also nicht mehr als kompetent genug für den „Zukunftsprozess“. Darüber will ich mich auch nicht weiter beklagen, aber ich würde gern jeden Sonntag in meine Kirche zum Gottesdienst gehen können, um dem Feiertagsgebot genügen zu können. Auf „professionelle“ Predigt käme es mir nicht so sehr an. Aber ich möchte mich mit Zweien oder Dreien gern unter Christi Namen vor Ort sonntäglich versammeln können, damit ich seiner Verheißungen teilhaftig bleiben kann.

*Kreta, April 2025, Pastor i.R. Dr. Martin Grahl*

---

<sup>6</sup> Das ist nun wirklich ein grausiges Wort für Gemeinde. Wikipedia schreibt dazu: „Ein Klient (abgeleitet von lateinisch cliens, „Anhänger, Schützling, Höriger“) ist der Auftraggeber oder Leistungsempfänger bestimmter Beratungsberufe, etwa von Rechtsanwälten, Steuerberatern, Wirtschaftsprüfern, solange dieser Auftraggeber einem der Letztgenannten noch kein Mandat erteilt hat, oder von Sozialpädagogen oder ehrenamtlichen Helfern. Den Begriff verwenden Therapeuten und Angehörige von Pflegeberufen gelegentlich in Abgrenzung zum Patienten, um den Dienstleistungscharakter ihrer Tätigkeit zu betonen.“



